



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kleine Briefe der Grenzboten.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Volk ist kampflustig. Wer will den Oberbefehl übernehmen? Ist Jenneberg nicht hier? Ein Königreich für einen neuen Oberkommandanten!"

Mäßigen Sie sich, bester Freund, man wird ja Alles in Ruhe berathen können, bemerkt Tröbel dem jungen Legionär, der aber in seinem ungeheuerlichen Pathos fortfährt: Mäßigung? wie Mäßigung in solchen verhängnißvollen Augenblicken? Das Volk braucht einen Mann, zu dem es Vertrauen hat, einen Mann, wie Herr Jenneberg. Oh, wir müssen etwas thun, wir müssen Alles thun, für das Volk und für das Vaterland!

Nun so geh zum Teufel und schau einstweilen auf deinen Posten, wo du hingehörst, ruft ihm endlich ungeduldig ein anderer Legionär zu. — Ja, ich soll auf meinen Posten, aber kann ich denn Alles thun?! Das Volk, vergessen Sie auch das Volk nicht, bin ich denn das ganze Volk?! — Und mit diesen Worten stürzt der patriotische Jüngling wieder zur Thüre hinaus. —

In derselben Nacht wechselte der Oberbefehl noch einmal zwischen Messenhauser und Jenneberg, wodurch endlich der Erstere, dessen Ehrgeiz hierdurch tief aufgestachelt wurde, am folgenden Tage beim Heranrücken der Ungarn zu jenen zwei merkwürdigen „Berichten vom Stephansthorne“ gedrängt wurde, auf deren Inhalt ihm später der Proceß wegen Bruches der Kapitulation gemacht worden war. —

So sah der rothe Fgel in seinen Räumen auch noch das letzte Aufklackern der Revolution, bevor die Militärgewalt Alles, was bisher mit dem Radicalismus in Verbindung gestanden, austöberte und hiermit auch die Gasthauslocalitäten am Wildbretmarkt ihrer friedlichen, spießbürgerlichen Bestimmung wieder gegeben hat.

### Kleine Briefe der Grenzboten.

Häufig kommen uns Anfragen, Aufsätze, Sendungen kleiner Drucksachen, Ausstellungen und Aeußerungen über unsere Politik; Details, an welche sich Bemerkungen von allgemeinem Interesse knüpfen lassen, nicht aber ein größerer Artikel. Wir werden in solchen und ähnlichen Fällen für unsere Antwort und Anmerkungen am Schluß des Heftes zuweilen einigen Raum in Anspruch nehmen. Die Fragenden bitten wir, unsere Erklärung im Heft freundlich als Antwort gelten zu lassen.

(Ueber Schiedsgerichte an den Pfarrer Dzierzon zu Karlsmarkt bei Brieg.) Unter Kreuzband wurde uns ein Druckbogen mit der Ueberschrift: Pröbchen preussischer Rechtspflege, oder was regt das Volk auf? zugesandt. Er erzählt zwei Rechtsfälle in der Gemeinde Karlsmarkt (preuß. Schlesien), und klagt bitter und wie es scheint mit Grund über die Langsamkeit, Weitschweifigkeit, die raue Rücksichtslosigkeit und das verkehrte Verfahren eines preussischen Gerichts. Da Ihre Prozeßsache, Herr Pfarrer, am weitläufigsten erzählt und mit Belegen gestützt ist, so nehmen wir an, daß der zugesandte Druckbogen wenigstens nicht ohne Ihr Wissen angefertigt worden ist. Daher an Sie unsere Antwort. Aus der Darstellung eines Prozeßes

durch eine Partei ist fast nie eine vollständige Uebersicht über die Streitfache, daher auch kein sicheres Urtheil über das Verfahren des Richters zu gewinnen, indefs wollen wir Ihnen bereitwillig zugeben, daß das Gesetz, welches auf Sie angewendet wurde, drückend, und das Verfahren des Richters und seiner Beamten ungeschickt war. Aber die harten Vorwürfe, welche der Druck deshalb auf die preussische Rechtspflege im Allgemeinen leiten will, sind ungerecht und zeigen Mangel an Urtheil. Die Klage über die Ungerechtigkeit des Rechts ist so alt, wie die staatliche Gesetzgebung; sie ist der Sinn des Spruches: summum jus summa injuria. Und solche Verletzungen des individuellen Rechtsgefühls, wie die erzählten Fälle hervorheben, sind durch die besten Gesetze, durch die vollkommenste Rechtspflege nicht zu vermeiden. Das Gesetz ist eine Formel, ihre Anwendung auf das Leben, auf den einzelnen Fall wird oft hart, ja ungerecht erscheinen, so lange der Richter nach dem Wortlaut seiner Formeln, nicht nach seiner Privatansicht Urtheil sprechen muß. Ihm aber das Recht einzuräumen, die Gesetze nach eigenem Ermessen zu biegen und nach seiner persönlichen Empfindung zu entscheiden, das werden wohl auch Sie für sehr gefährlich halten. Ob Geschwornengerichte im Civilprozeß vortheilhaft sind, darüber ist viel gestritten worden, wir bezweifeln es sehr. Aber es gibt ein anderes, vortreffliches Mittel gegen den Zwang, welchen der todte Buchstabe der Gesetzformel ausübt, Schiedsgerichte, welche aus dem Volk herauswachsen, in denen es seine Händel selbst aburtheilt. Verstehen wir uns recht, diese Schiedsgerichte sollen keinen feindlichen Gegensatz gegen die Staatsgerichte bilden, sondern dieselben ergänzen und ihre Last erleichtern; auch werden sie nicht über Alles und Jedes urtheilen dürfen. Die Unzulänglichkeit und Härte aller gesetzlichen Bestimmungen wird grade da am meisten fühlbar, wo das Leben und die Thätigkeit des Einzelnen in schnelle, wechselnde Beziehungen zu Anderen tritt, im Handel, im Gewerbetriebe, bei den Interessen und Lebensformen einzelner Stände und Klassen. Der geschäftliche Verkehr hat überall eine Menge von Bräuchen, Rücksichten, Convenienzen hervorgerufen, welche durch kein Staatsgesetz sanctionirt sind; er bedarf überall des Vertrauens zu der Redlichkeit des Andern, während das Gesetz ein beständig wachsameres Mißtrauen verlangen muß. Der Einzelne aber, die Masse des Volkes bildet ihr Gerechtigkeitsgefühl nach diesen lebendigen und sehr verschiedenartigen Bräuchen und Gewohnheiten des bunten Lebens, nicht nach den abgezogenen Sätzen ihres Gesetzbuchs. Im Verkehr macht ein Handschlag unter vier Augen den Kauf gültig, der Richter fordert den Beweis eines geschriebenen Contrakts oder zuverlässiger Zeugen. Durch diesen Gegensatz wird für manche Beziehungen der Menschen zu einander das Gesetz ganz unpraktisch und eine außergerichtliche Autorität zur Entscheidung von Streitigkeiten unentbehrlich. Um hier nicht von den Ehrengerichten einzelner Stände und Corporationen zu sprechen, führe ich Ihnen den Kaufmannstand an, für dessen Streitigkeiten in den größeren Städten kaufmännische Schiedsgerichte bestehen oder sich bilden. Ganz ähnlich steht es mit dem Verkehr zwischen dem Landmann und seinen Käufern und Verkäufern, mit dem der Wochen- und Jahrmärkte, mit den collidirenden Interessen der Haus- und Gutsnachbarn, alle diese und ähnliche Beziehungen machen die Errichtung von Schiedsgerichten dringend wünschenswerth. Sie werden wissen, daß die Staatsregierung von Preußen in ihren jüngsten Verfügungen über Reform der Gerichtsverfassung und Einführung von Geschwornengerichten den Wunsch ausspricht, daß dergleichen Schiedsgerichte entstehen möchten. Freilich muß man nicht, wie in Schlesien geschehen, den Anfang damit machen, die heiligsten und politisch gefährlichsten Streitigkeiten, die der bäuerlichen Ablösungen, grade jetzt vor solche Gerichte zu bringen, wo keine von beiden

Parteien, weder der Gutsherr noch sein Arbeiter, Lust zum Vergleich und einem gutmüthigen Urtheil hat. Denn allerdings gehört eines nothwendig dazu, dem Schiedsgericht segensreiche Wirksamkeit zu geben, männliche Achtung des Einzelnen vor der Einsicht, dem Urtheil seiner Mitbürger, seiner Nachbarn und Handwerksgenossen. Und, sehen Sie, Herr Pfarrer, diese Tugend fehlt unserm Volk noch sehr. Der Bauer, der Bürger flucht und wettet über die Langsamkeit, die Ungerechtigkeit der Gerichte, er raunt sich gern Geschwätz über die Schlechtigkeit und Bestechlichkeit dieses und jenes Richters in die Ohren; aber er trägt seine Klage doch hundertmal lieber vor das gewünschte Staatsgericht, als daß er sie von seinen Mitbürgern beurtheilen ließe. Und wissen Sie, Herr Pfarrer, woher das kommt, daß der Einzelne kein gutes Vertrauen zu seiner Umgebung hat, weil es ihm selber an Kraft und Selbstgefühl und Sicherheit des Urtheils fehlt; wer fest auf seinen eignen Beinen steht, hat Courage, gutes Vertrauen zu sich und Achtung vor Andern, die in ähnlicher Stellung sind, wer aber ein Schwächling ist, ein Feiger und ein Bönhase, der braucht fremde Stützen für sein Leben, eine Macht, die er fürchtet und respektirt, weil er sie nicht versteht, und eine solche Macht ist ihm das Gesetz und der gelehrte Richter. Und sehen Sie, Herr Pfarrer, grade Sie und Ihresgleichen haben die Pflicht in ihren Gemeinden dahinzuarbeiten, daß die Kraft und der gute Wille in die Leute komme, sich selbst zu regieren, sich selbst Recht zu sprechen; das aber wird nicht sowohl erreicht durch klagende Druckbogen, aus denen Groll und gekränktes Selbstgefühl spricht, sondern durch männliche Ruhe und Festigkeit, nicht dadurch, daß man die Schwächen der Staatsgesetzgebung vor dem Volk verklagt und dasselbe aufregt und erbittert, sondern dadurch, daß man sie belehrt, wie solche Uebelstände auf gesetzliche und würdige Weise beseitigt und gebessert werden können. Leben Sie wohl!

(Abblig und Bürgerlich. An Fr. v. S.) Wenn wir Ihre letzten gütigen Correspondenzen bis jetzt nicht beantwortet haben, so bitten wir Sie, gnädige Frau, uns deshalb nicht für Barbaren zu halten. Die Grenzboten sind so leidenschaftlich in unserem großen Kampf betheiligte, daß sehr viel von ihrer alten Liebeshwürdigkeit verloren gehen mußte. Unempfindlich aber sind wir für die Auszeichnung, welche Sie uns wiederfahren ließen, durchaus nicht gewesen, und wenn wir jemals eine leise reactionäre Sehnsucht nach der verschwundenen Zeit graziosen belletristischen Geplauders empfunden haben, so war es in den Stunden, wo wir Ihre Briefe erhielten. Ihre letzte Mittheilung aber hat uns in Harnisch und Waffen gerufen. Sie werden mir verzeihen, wenn ich dieselbe unsern Lesern nicht ohne Commentar gönne. Ihre Feder erzählt den Grenzboten folgende Anekdote:

„Wenn Geschichten, um das ächte Gepräge zu tragen, nicht erfunden, sondern gelehrt sein müssen, so gibt es auch wieder andere, die gefunden sind und selbst leben, also ebenfalls wahr sind, sogar wenn sie nie auf der Bühne einer Außenwelt spielten. Mag daher die Anekdote, welche ich hier nacherzähle, gehören unter welche Zahl sie will, mir genügt ihre moralische Existenz, ohne daß ich mich, wenn ich mich so ausdrücken darf, für ihre leibliche verbürge. Herr A. soll in der flüchtigen Episode seiner Ministerglorie geglaubt haben, doch auch ein Haus machen zu müssen. Er richtete sich mit Glanz ein und sah viele Leute bei sich. Was drängt sich nicht alles einer neu aufgegangenen Sonne entgegen? Wie die einbrechenden Barbaren, welche die sicche, morsche Welt zu erfrischen kamen, trotz aller Ursprünglichkeit sich doch dem feinen Gifte attischer und römischer Bildung nicht ganz entziehen konnten und als Sieger gleichsam

noch Geseze von den Ueberwundenen annehmen mußten, so mögen auch die neuen Eindringlinge, die Machthaber von heute, sich nicht selten von dem Zauber einer andern Vergangenheit bestricken lassen. Je mehr sich Geldaristokratie und Bürgerthum, durch Fleiß und Talent gekräftigt, über den Trümmern der gestürzten Wappenschilder ausbreiten, je leichter die Emporkömmlinge sich die materiellen Bevorzungen der Vornehmen von Sonst aneignen, desto begehrllicher blickt diese Bourgeoisse nach den geistigen, unerreichbaren Errungenschaften, nach dem unbekanntem Etwas, dem Schimmer und Duft des alten Adels, das in einem Gemisch von Romantik und moderner Eleganz besteht, was der Philister um so weniger verschmerzen kann, jemehr er es zu verachten scheint. Das gilt zweimal von den Frauen. — Die Gattin des Ministers freute sich des Erfolgs ihres Salons, zu denen sich Mancher vom alten régime drängen mochte, denn der große Haufen huldigt der Fortuna. Sie — ich meine Frau N. — rühmte sich gern, wie behauptet wird, ihrer erlesenen Kreise und versicherte, „die ganze haute volaille“ \*) (statt haute volée) versammle sich bei ihr. Die harmlose Aeußerung ging rasch von Mund zu Mund und ergözte Hof und Diplomatie. Die schwedische Gesandtin in B. sagte mit all der unerbittlichen Schroffheit, welche nur zu oft die Kaste bezeichnet, ein Wort, das, ob schon spielend, tödtet: „Non, je n’izai pas dans la basse — cour\*\*“ de Mdme. A.“ — Nehmt dem Adel seine Grundrechte und Titel, nehmt ihm den Adel selbst, er wird Euch doch noch lange tyrannisiren mit seinen Gewohnheiten und Launen, seiner Grazie und seinen Unarten.“

Setzt unsere Bemerkung. Wir sind die politischen Freunde des gewesenen Ministers, welcher hier gemeint ist; eben deshalb sehen wir keinen Grund, die kleinen Wortspiele zu verschweigen, welche damals seine Person und Familie umschwirrten. Sie haben Recht, gnädige Frau, das Geschichtchen ist hübsch und kann wahr sein, auch wenn es nirgend gesprochen sein sollte, wenigstens erinnern wir uns dunkel, es vor Jahren schon einmal gelesen zu haben. Und wenn Sie die Ansicht aussprechen, daß der Adel mit und ohne Titel, noch lange elegante Grazie und liebenswürdige Suffsance uns unruhigen, kämpfenden Bürgerlichen gegenüber geltend machen werden, so wollen wir uns auch darüber herzlich freuen. Es ist sehr zu wünschen, daß den Deutschen in der Zeit des Blutvergießens und herben Streitens schöne Form, leichte Eleganz, fein gebildete Genuffähigkeit und vor Allem Wiß und treffende Laune nicht verloren gehe. Und kann uns der „Adel“ diese bis auf ruhigere Zeiten bewahren, so wollen wir ihm das auch dann danken, wenn sein Spott hier und da uns treffen sollte. Nur ist ein kleiner Haken dabei. Die französischen Emigranten waren zuerst sehr geistreich und witzig, dann wigelten sie, und wenn Sie, gnädige Frau, jetzt in Paris aus einem legitimistischen Salon des alten Adels getreten sind, werden Sie nicht den Eindruck mitgenommen haben, in besonders geistreicher Gesellschaft gewesen zu sein. Und doch spricht in Paris noch immer das Brillantfeuer glücklicher Einfälle, übermüthiger Eleganz, aber es zündet schon seit geraumer Zeit in den Cirkeln, wo die Enkel jener Revolutionsmänner, die Eöhne der alten Bourgeois sich bewegen. Das ist eine auffallende Erscheinung, und doch so natürlich. Aechter Wiß, schöne Eleganz, reizende Form sind nichts, als höhere seltene Blüten der Volkskraft, wie frei sich auch die glücklichen Verwalter dieser Güter gegenüber der Beschränktheit kleiner Kreise des Volkslebens fühlen mögen. Nur wer fest und sicher in der Zeit und in der Kraft seiner Nation ruht, vermag sie zu bewahren; wer sich löst von dem Geiste, welcher ein Volk vorwärts treibt durch Kämpfe, durch Verirrungen, durch Gefahren nach einem oft verkannten

\*) Geflügel.

\*\*\*) Heißt auch Hühnerhof.

Ziel, der mag so fein geformt, so fertig und adlig als möglich sein, er wird verknöchern. Seine Wortspiele werden zu hämischen Bemerkungen, seine Turnure zur Geziertheit; seine liebenswürdige Eleganz zum modernen Rococo sehr schnell hinabsinken. Und deshalb, gnädige Frau, wenn Sie die geistigen Privilegien des Adels erhalten wollen, werden Sie dem deutschen Adel vor Allem wünschen müssen, daß er sich mit den vernünftigen Forderungen der Gegenwart befreunde und in unserem Gestaltungsprozeß mit großem Sinn und voller Kraft theililge. Nur in diesem Fall wird er seinen Esprit und seine gesellschaftliche Ueberlegenheit, die er bis jetzt nicht überall im Ueberflus besaß, bewahren und für friedlichere und gesicherte Zeit sein Recht geistreich mit dem Leben zu spielen, erretten. Wir freuen uns, daß ein sehr großer Theil unsers Adels eingesehen hat, daß jetzt nicht mehr die Zeit ist zu scherzen, sondern zu arbeiten, ein großer Theil unserer besten Kämpfer gehört ihm an. Und so, gnädige Frau, lassen Sie uns das Ende unserer Krisis abwarten, und dann auf anderem Kampfplatz, dem glatten Parquet, erproben, ob der arbeitende Bourgeois oder der alte Adel geistige Freiheit und sicheres Selbstgefühl in höherem Grade besitzen wird. Wer am edelsten für Vernunft und Recht gestritten hat, wird der beneidete Sieger sein.

(Der Förster Jobs und der Teufel an den k. k. Professor Herrn Mauf zu Lemberg). Auf einzelne Bemerkungen Ihrer geehrten Sendung erhalten Sie gleichzeitig briefliche Antwort; hier nur eine Notiz darüber, weshalb wir Ihren Aufsatz über das Verhältniß Oestreichs zu Frankfurt nicht bereits abgedruckt haben. Es sind nämlich durchaus nicht unsere Ansichten, Herr Professor, welche Sie aussprechen, so originell und lehrreich Ihre Meinung auch sein mag. Fragen Sie aber, welches unsere Ansichten sind, so bitten wir um Erlaubniß Ihnen dieselben figürlich, gleichsam im Wilde kurz mittheilen zu dürfen. Es ist nicht Schüchternheit, welche uns zu dieser gemeinen Form bringt, sondern im Gegentheil ein gewisser unseliger Hang, den wir Grenzboten nicht los werden können, die Dinge recht wohlwollend und möglichst verbindlich für die Parteien zu besprechen. Verzeihen Sie nur, daß unsere Fabel so einfach ist. Es gibt eine hübsche Geschichte vom Förster Jobs und dem Teufel. Der Förster Jobs ging mit seiner Pfeife im Walde spazieren, da sah er einen Teufel an einem Baum stehn. Jobs, sagte der Teufel freundlich, euer Tabak riecht gut, laßt mich ein Paar Züge aus eurer Pfeife thun. Da nahm Jobs seine Flinte und hielt sie dem Teufel in den Mund, und als der Teufel zog, schoß er ihm die Ladung Schrot in den Mund. Und der Teufel spuckte den Schrot hastig aus, und sagte verwundert: Pfui Teufel, Jobs! ihr raucht verflucht starken Tabak. — Wie kann nun diese Oestreichische Post Nr. 1 achselzuckend behaupten, Oestreich müsse in diesem Augenblick der Teufel Deutschlands sein. Umgekehrt, vom Standpunkt unserer Geschichte aus ist die große Politik der östreichischen Regierung immer der Förster Jobs gewesen und die Frankfurter Nationalversammlung, oder obgleich weil sie in der Paulskirche saß, ist der Teufel. Haben die Regierungen von Oestreich dem Teufel zu Frankfurt nicht seit dem Sommer eine Ladung Schrot nach der andern in den Mund geschossen, und hat der Teufel Nationalversammlung sich nicht immer gewundert und gutmüthig gesagt, Pfui alter Jobs, der Tabak ist doch stark! ohne daß sein Wohlwollen für Jobs abgenommen hätte. Gleich bei den Wahlen: das czechische Böhmen weigerte sich nach Frankfurt zu wählen, es hatte den durchaus motivirten Instinkt sich nicht dort anschließen zu wollen. Was hat die östreichische Regierung gethan, durch ihr Einschreiten der Nationalversammlung zu zeigen, daß es ihr mit der Besendung von Frankfurt

Ernst wäre? Sehr wenig. Aber das war nur eine kleine freundschaftliche Nachlässigkeit, sie hatte keine Zeit und damals vielleicht auch keine Kraft; — der erste Schuß aber war das Ausfuhrverbot des baaren Geldes. Wenn dieser unerhörte, unnütze und verderbliche Gewaltstreich nicht den Handelsstand Oestreichs demoralisirt hat, so ist das nicht das Verdienst der Regierung, sie hatte das ihre dazu gethan; und wenn sich genau beweisen läßt, daß dasselbe Ausfuhrverbot erst recht den Mangel an baarem Geld in Oestreich fühlbar gemacht, die Bank discreditirt und die Finanzkriß Oestreichs beschleunigt hat, so geht uns das hier auch nichts an; aber das deutsche Volk und seine Constituante ging es sehr wohl an, daß die Regierung Jobs „dem Ausland“ durch die aus dem Verbot folgende Stockung des Handels, des Geldverkehrs, der Zahlungen, durch den Fall der Banknoten empfindliche Verluste breitete; vermittelt einer Maßregel, die kriegsführende Völker kaum gegen einander anzuwenden pflegen. Und ferner, wie bereitwillig schoß der ehrliche Jobs seine Beiträge in die leeren Nationalkassen, mit welcher Gemüthlichkeit stellte er der Nationalversammlung seine Flotte zur Disposition! von andern Schüssen, die laut genug durch Deutschland knallten, will ich ganz schweigen. Und endlich nachdem Jobs fest und herausfordernd erklärt hat, er wolle mit dem Teufel nichts zu thun haben, wenigstens nichts, bis er sein eignes, ganzes Hauswesen bestellt hätte, da auf einmal schießt er den letzten Schuß mitten in den Mund des gutmüthigen Teufels, er will ihn gar noch verhindern sich wohllich in ihrer eigenen Hölle einzurichten, und nur deswegen, weil er in einer bußfertigen Stunde an die Möglichkeit denkt, er könnte selber einmal hereinkommen. Sehn Sie Herr Professor, das finde ich unrecht und anmaßend vom Jobsen; die ganze Teufelswirthschaft in Frankfurt ist ihm nicht recht, sie ist ihm zuwider, er kokettirt mit dem Himmel, steht andächtig nach Osten, dorthin wo die Sonne aufgeht; und wieder kommt ihm die Unsicherheit und eine fliegende Angst, der Teufel könnte ihm doch noch einmal zu mächtig werden, und er dreht sich wieder nach Westen und beansprucht sein Hausrecht in der Hölle. Und deshalb sind wir mit Jobsen nicht zufrieden, wir nennen ihn pffiffig, aber nicht weise, wir halten die ganze gegenwärtige Politik der österreichischen Regierung und der Deputirten in Frankfurt für eine ungeheure politische Sünde, für Versündigung an den höchsten Interessen des österreichischen Volkes. Die Oestreicher in Frankfurt sind nicht klug genug einzusehn, daß Oestreichs freie und vernünftige Organisation von der schnellen und kräftigen Concentration des übrigen Deutschlands abhängt; wird aus der deutschen Einheit in Frankfurt nichts, die sie jetzt, wie sie glauben, in Oestreichs Interesse verhindern müssen, so wird aus der einheitlichen Bildung eines freien Oestreichs erst recht nichts; löst sich die Volksversammlung in Frankfurt auf ohne großes Resultat, so hat das Volk sich ein Zeugniß seiner Kraftlosigkeit ausgestellt und die Regierungen, die Diplomatie, tritt an seine Stelle und wird „das Nöthige“ vermitteln; und ist erst das deutsche Volk so weit herunter, so mögen die österreichischen Volksmänner sehn, wo sie Kräfte zu gesetzlicher Opposition hernehmen. Es wird in Oestreich um einige Grade trauriger werden, als im Lande des Teufels. Darüber ließe sich ein Buch schreiben und denen an die Köpfe werfen, welche kurze Augen und lange Begehrlichkeit haben. Wir aber sprechen noch ein Wort über den gutmüthigen, sehr, sehr gutmüthigen Teufel in Frankfurt. Herr Professor, mit der Kaiserkrone ist es nichts, wir brauchen keine neuen heraldischen Bedanterien, auch haben wir kein Geld, die Diamanten dazu zu kaufen, das war auch so eine gutmüthige Schwärmerci desselben Teufels. Aber einen tüchtigen Präsidenten, der vorläufig erblich ist, brauchen jetzt die Deutschen, und vor allem müßten sie Einigkeit haben, um zur Einheit zu kommen. Aber wie Teufel kann man

Einigkeit von Deutschen erwarten, höchstens in der Begeisterung beim Festessen bis zum Braten, oder wenn sie grade berauscht sind, wie voriges Frühjahr. Und so wollen wir beide, Sie, Herr Professor, und wir, die Redaction mit möglichster Ruhe erwarten, wie die Geschichte zwischen Jobs und dem Teufel noch enden wird, von Jobsen müssen wir sagen, daß wir mit ihm groffen, sein Tabak ist uns zu stark, und den Teufel, dem wir uns übrigens verschrieben haben, haben wir in dem furchtbaren Verdacht, daß er sich als ein armer — gutmüthiger Teufel ausweisen wird.

(An junge Lyriker über Lyrische Gedichte.) Häufig werden den Grenzboten Lyrische Gedichte eingesandt, zuweilen sogar anonym. Wir versuchen ehrlich, nicht immer mit Erfolg, solch ehrenvolle Sendungen durchzulesen; abdrucken können wir sie nicht. Und deshalb bitten wir artig und respektvoll, uns keine Gedichte mehr zu schicken, wir sind dieser Ehre durchaus nicht würdig, selbst wenn wir vor Jahren die Kühnheit gehabt haben sollten, selbst welche zu machen. Im Allgemeinen tönen sie — wir nehmen einzelne achtungsvoll aus — auf zweierlei Weise, sie sind entweder leises Brummeisengesumm oder kriegerische Trompetenstöße eines jugendlichen Dichtertriebes. Wir verkennen keineswegs die volle Berechtigung der Dichter, sie zu schaffen und zur Geltung zu bringen, wir sehen mit wahrem Interesse, wie der ideale Schöpfungstrieb des Menschen unter den verschiedensten Verhältnissen fast genau denselben Weg geht, von den Blüten und Sternen durch die „erste Liebe“ durch, bei epischer Anlage in die geschichtliche Ballade, oder bei rhetorischer Disposition in die Freiheitspoesie hinein. Aber dieses Aufblühen der Produktivität in den Einzelnen ist für unser Publikum schon längst von sehr geringem Interesse, und vollends jetzt! In dieser Zeit, wo kein Mann, sei er noch so fertig gebildet, noch so sehr mit alten Lorbeeren geschmückt, ein Recht auf allgemeine Aufmerksamkeit hat, wenn er seine Persönlichkeit nicht als Theil des Ganzen in die große Werkstatt einfügt, in welcher unser Volk in Massen, wenigstens mit Leidenschaft arbeitet; in einer solchen Zeit gehört alle Naivetät junger Poeten dazu, für ihre Seelenmetamorphosen die Theilnahme eines größeren Kreises zu beanspruchen. Interessant werden sie im besten Fall unserer Zeit grade erst da, wo die Meisten aufhören zu singen, auf dem Höhepunkt ihrer Bildung, wo der volle Strom der Wirklichkeit in ihre Seelen gedrungen ist, und den unbestimmten Drang zu schaffen, der sich sonst in Gedichten aussprach, in bestimmte Bahnen je nach der stärksten Anlage geleitet hat. Freilich wird es dann scheinbar ein ganz anderes Schaffen, der Blumendichter wird ein Mathematiker, aus den Vergleichen werden Gleichungen; der Balladendichter entpuppt sich als Jurist, und wie er sich sonst in ein Heldenleben hineinschwärmte, so referirt er später über die Irrgänge eines Prozesses; aber der Unterschied zwischen den beiden Thätigkeiten ist — im Vertrauen gesagt — nicht so gar groß. Ein starkes Talent freilich überdauert diese Periode. Und so wünschen wir allen unsern jungen Lyrikern vorläufig Freunde und Liebende, durch deren innigen Antheil sie Aufmunterung und Kraft gewinnen, ihr Talent durch eine spröde, unempfindliche Zeit zu tragen; und zum Zweiten wünschen wir ihnen heiße Kämpfe und ein thätiges Leben, damit ihr Dichterdrang geprüft, ihr Talent gebildet werde und ihnen die Möglichkeit verschaffe, einst der Stolz und Schmuck ihrer Zeit zu werden.

(Eine Beichte der Grenzboten an Herrn J. G. in Berlin.) Sie sind mit unseren letzten Heften nicht zufrieden. Wir auch nicht. Der eine Redacteur lag am Typhus darnieder, der andere hatte die Grippe, unsere Correspondenten hielten

Feiertage, und was das Schlimmste war, im deutschen Vaterland sah es recht miserabel aus. Was half's, daß unser Kopf schon seit langer Zeit brummt: die deutsche Einheit ist ein romantisches Gedicht, unser Herz hing doch daran, an Frankfurt und der Versammlung, neben der wir ein halbes Jahr dahingelaufen waren, durch dick und dünne, mit großen Wasserstiefeln, recht grob und rücksichtslos. Wir waren traurig oder grimmig, je nach dem Höhenpunkt des Fiebers, das unsere Redaktionsglieder schüttelte. Sie aber und unsere übrigen Abonnenten mögen auch etwas Vertrauen zu uns haben, und Alle zusammen wollen wir nicht vergessen, daß all die Dummheit und Teufelei, welche sie jetzt in Frankfurt und anderswo machen, doch nichts ist, als das Ende des Anfangs. Helfen Sie dahin arbeiten, daß die Fortsetzung unseres Entwicklungskampfes besser werde, vielleicht weniger glänzend und blendend, aber praktischer. Der Weg für eine Vereinigung der deutschen Völker ist wenigstens jetzt sichtbar, auch die Dornen, welche ihn hier und da noch versperren. Wir haben gelernt, daß die deutschen Völker zu schwach sind, augenblicklich in einer staatlichen Einheit zusammenzuwachsen, aber wir wissen, daß eine große Anzahl realer Interessen eine Verbindung derselben nöthig macht, und daß eine solche Vereinigung längst allgemeines Bedürfnis ist. Diese Art von Vereinigung bringe man zu Stande und lasse sie wirken, und glauben Sie uns, sie wird wirken und überraschende Folgen haben. Ein Wechselrecht, ein Postgesetz, eine Militärverfassung, eine Handelspolitik, Gleichförmigkeit der Grundrechte, der Gesetze über Verkehr und Heimatsrecht werden allmählig die philiströsen Hausgewohnheiten, die politische Kurzsichtigkeit und den widerlichen kleinen Egoismus vernichten oder verändern, und die Verbindung in einer Richtung wird die Vereinigung in anderen verwandten so lange hervorrufen, bis die „Einheit“ unvermeidlich geworden sein wird. Das ist der verständige Verlauf unseres Kristallisationsprozesses, er erfordert Zeit, aber ich hoffe, wir alle sollen eine gewisse Vollendung desselben noch erleben.

(Noch einmal G. Catlin's Indianerbuch.) Im vorigen Heft der Grenzboten ist aus Versehen der vollständige Titel des Werkes weggelassen worden, er folgt hier, wie sich's gebührt:

Die Indianer Nordamerikas und die während eines achtjährigen Aufenthalts unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Abenteuer und Schicksale von G. Catlin. Nach der fünften englischen Ausgabe deutsch herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Mit 24 vom Verfasser nach der Natur entworfenen Gemälden. Brüssel und Leipzig: 1848. Carl Nequardt.

### An die Abonnenten der Grenzboten!

Es sind uns Klagen darüber zugekommen, daß die Grenzboten hier und da unregelmäßig oder zu spät unsern Abonnenten zukommen. Da uns in dieser Zeit schneller Thaten und wechselnder Ereignisse vor Allem daran liegen muß, unsere Zeitschrift möglichst schnell und regelmäßig in den Händen unserer Abonnenten zu wissen, so ersuchen wir unsere Abonnenten ergebenst und dringend, uns betreffenden Falls von Unordnungen und ihren Beschwerden brieflich unter der Adresse: „Redaction der Grenzboten“ in Kenntniß setzen zu wollen. Wir werden uns bemühen diese Uebelstände, so weit es in unsern Kräften steht, sofort zu beseitigen.

### Die Verlagehandlung.

Verlag von F. V. Herbig. — Redacteurs: Gustav Freytag und Julian Schmidt.  
Druck von Friedrich Andrä.